

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Zwischen Elfenbeinturm und Praxisbezug: Max Weber und die "Objektivität" der Kulturwissenschaften

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1988) : Zwischen Elfenbeinturm und Praxisbezug: Max Weber und die "Objektivität" der Kulturwissenschaften, In: Christian Gneuss, Jürgen Kocka (Ed.): Max Weber: ein Symposium, ISBN 3-423-04475-6, Deutscher Taschenbuch Verlag, München, pp. 184-194

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112417>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

JÜRGEN KOCKA
Zwischen Elfenbeinturm und Praxisbezug
Max Weber und die »Objektivität« der Kulturwissen-
schaften

Erwartungen an die Geisteswissenschaften heute

Folgt man den programmatischen Erklärungen zuständiger Kulturpolitiker und Philosophen, dann nimmt gegenwärtig das öffentliche Interesse an den Geistes- bzw. an den Kulturwissenschaften zu. Die Regierung des Landes Nordrhein-Westfalen will ein interdisziplinäres »Institut für Kulturwissenschaften« errichten. In der Begründung hieß es, »daß die Geistes- und Sozialwissenschaften als Kulturwissenschaften . . . eine entscheidende Rolle für die Sinngebung menschlichen Zusammenlebens . . . spielen. Technologische Schübe erzeugen . . . erhöhten Bedarf an Orientierung, den die Kulturwissenschaften befriedigen können.«

An die Bedeutung der »Geisteswissenschaften« im Sinne der »sog. Kultur- und Sprachwissenschaften« erinnert auch das Bundesministerium für Forschung und Technologie. Die »Geisteswissenschaften können mit relativ wenig Geld weitreichende kulturstiftende Leistungen erbringen«, meinte Minister Riesenhuber. Mittlerweile fördert sein Haus ein großangelegtes Projekt, das die gegenwärtige Lage und die zukünftige Bedeutung der Geisteswissenschaften erforschen soll. Der Philosoph Odo Marquard schreibt, daß die Geisteswissenschaften jene lebensweltlichen Verluste kompensieren sollen, die die durch Technik und Naturwissenschaften angetriebene Modernisierung herbeigeführt hat.

Ganz ähnlich meint Hermann Lübke, die moderne wissenschaftliche Zivilisation sei per se ungeschichtlich und erschwere die nötige Identitätsbildung durch ihre immer rasantere Veränderungsdynamik. Daraus entstehe der Bedarf nach der komplementären Funktion der historischen Kulturwissenschaften.

Auch hinter dem neuen Interesse an historischen Museen und an Geschichte überhaupt steckt nicht zuletzt dieses konservative, ja defensive Motiv: Der ständigen Überforderung, der modernen Desorientierung, der aktuellen Zerris-

senheit und der Bedrohung durch allzu raschen Wandel soll durch erinnernde Hinwendung zur Vergangenheit entgegengewirkt werden. Davon wird Konsensstiftung, Sinnfindung und Identitätsbildung erwartet – merkwürdigerweise.

Man kann solchen Argumentationen, die in vielen Schattierungen auftreten, manches Fragezeichen entgegensetzen. So mag man bezweifeln, ob unsere Gesellschaft und ihre einzelnen Mitglieder tatsächlich so empfindlich an Bindungs- und Lebenserfahrungsverlusten, an Identitätsmängeln und Konsensschwächen leiden, und ob sie die kompensierende Kur historischer Kulturwissenschaften wirklich so nötig brauchen. Ist das nicht primär ein Problem einiger besorgter Intellektueller und konservativer Politiker, denen der glücklich erreichte Pluralismus schon viel zu weit geht? Bestehen nicht in Wirklichkeit vielfältige Bindungen und Identifikationen in unserer Gesellschaft – an die Bundesrepublik und ihre Verfassung, an Landschaften und Städte, an soziale Bewegungen, Kirchen, Grundtatbestände der westlichen Zivilisation oder auch an die deutsche Geschichte? Leiden wir wirklich am schnellen Wandel per se oder nicht vielmehr einerseits an *spezifischen* Wandlungen und andererseits an *spezifischen Traditionen*? Doch ist dies hier nicht weiter zu untersuchen.

Allzu großen Hoffnungen auf die kompensatorisch-identitätsbildenden Leistungen der Kulturwissenschaften wird man aber auch die Frage entgegensetzen müssen, ob denn die Kulturwissenschaften durch solche Hoffnungen nicht überfordert werden. Welche Aufgaben können sie erfüllen und welche nicht? Können sie zur kollektiven Handlungsanleitung, zur Orientierung, zur Sinnbildung in der Gegenwart beitragen? Daran schließt sich die umgekehrte Frage: Wie beeinflussen die Erwartungen der Öffentlichkeit, auch die Erfahrungen der Wissenschaftler den kulturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß? Was heißt in den Kulturwissenschaften »Objektivität«, und wie steht es mit der Verbindlichkeit kulturwissenschaftlicher Ergebnisse in einer pluralistischen Öffentlichkeit mit sich verschiebenden Wertungen und Interessen?

Auf diese Fragen hat Max Weber Antworten gegeben, die nachgerade klassisch geworden sind. Zwar war Weber kein Spezialist für Wissenschaftstheorie, sondern vor allem ein empirisch arbeitender Sozialwissenschaftler. Er über-

nahm viel aus der neu-kantianischen Philosophie seiner Zeit, besonders von Heinrich Rickert. Seine grundsätzlichen, programmatischen und theoretischen Arbeiten über Status, Funktion und Methoden der Kulturwissenschaften entstanden gewissermaßen nebenbei, oft in den polemischen Auseinandersetzungen jener ersten beiden Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, als der sog. »Werturteilsstreit« ausgetragen wurde, als die Soziologie als eigenständige Wissenschaft entstand und die Geisteswissenschaften die Herausforderung der Naturwissenschaften zu verarbeiten hatten. Schon deshalb sind die später als »Wissenschaftslehre« zusammengefaßten theoretisch-methodologischen Beiträge Webers nicht aus einem Guß. Man hat sie zu Recht kritisiert, und zweifellos ist die wissenschaftstheoretische Situation heute anders als zur Zeit Webers.

Aber besonders die großen Aufsätze über »Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, über den »Sinn der ‚Wertfreiheit‘«, über »Wissenschaft als Beruf« und über »Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik« enthalten klare, kritische und originelle Einsichten in die Voraussetzungen und Verfahren, die möglichen Leistungen und prinzipiellen Grenzen der Geistes- und Sozialwissenschaften – Einsichten, die meines Erachtens auch heute noch Geltung beanspruchen dürfen und die erst einmal entkräftet werden wollen, bevor alternative Positionen überzeugen können.

Weder Gesetzeswissenschaft noch Historismus

Wenn Weber von »Kulturwissenschaften« sprach, dann meinte er vor allem Nationalökonomie und Geschichte, Kunstgeschichte und Sprachwissenschaften, die überkommenen »Staatswissenschaften« und die entstehende Soziologie, also Geistes- und Sozialwissenschaften gemeinsam. Worin bestehen seines Erachtens der gemeinsame Nenner und die abgrenzende Besonderheit dieser »Kulturwissenschaften«?

Nach zwei Seiten grenzte Weber seinen Begriff der »Kulturwissenschaften« ab. *Einerseits* betonte er, daß die Kulturwissenschaften nicht das Ziel haben könnten, Allgemeinaussagen in Gesetzesform zu finden. Vielmehr gehe es

ihnen um das sinnvolle Verstehen und die kausale Erklärung historischer Konstellationen in ihrer Eigenart und Bedeutung, wobei sich diese Bedeutung aus den leitenden Fragestellungen und Erkenntnisinteressen der Forscher mitergebe. Beispielsweise fragt der Kulturwissenschaftler – nach Weber – nach den Ursachen, die erklären und verständlich machen, warum es in Europa, nicht aber in China oder Indien, zur Herausbildung des *modernen* Kapitalismus kam. Darüber forschte Weber bekanntlich selbst, nicht zuletzt, weil sich ihm diese Frage aus den für ihn aktuellen Problemen seiner Zeit – Arbeiterfrage und Zukunft der kapitalistischen Wirtschaftsform – aufdrängte. Dagegen sah er es nicht als eine Aufgabe von Kulturwissenschaftlern an, Wenn-dann-Sätze (Gesetzmäßigkeiten) darüber aufzustellen, unter welchen Bedingungen die Entstehung von kapitalistischen Wirtschaftssystemen überhaupt möglich, wahrscheinlich oder notwendig ist. – Sicherlich läßt sich nur aus dem Zusammenspiel einer Vielzahl kultureller, ökonomischer, sozialer und politischer Faktoren erklären, warum es im Okzident – und nur hier – zu einer originären Entwicklung des modernen Kapitalismus kam. Kulturwissenschaftliche Forschung zielt also auf die Erkenntnis komplexer Zusammenhänge. Sie kann sich keineswegs auf die Isolierung einiger »Variablen« und das Studium ihrer gegenseitigen Beziehungen beschränken. – Und weil es sich bei den Gegenständen kulturwissenschaftlicher Forschung, wie sich auch am Kapitalismus-Beispiel zeigt, um Phänomene handelt, die (wenigstens teilweise) aus menschlichen Handlungen und ihren Motiven hervorgehen – also etwa der moderne Kapitalismus aus zielgerichteten, methodischen Handlungen vieler Unternehmer –, deshalb gehört das *Verstehen* von Handlungen und ihren Motiven zum Geschäft des Kulturwissenschaftlers notwendig dazu.

Andererseits hat Weber betont, daß die Kulturwissenschaften, wie er sie verstand, nicht nur zu einfühelndem Verstehen, sondern auch zu kausaler Erklärung fähig sein müßten. Zwischen beidem sah er zu Recht keinen Gegensatz. Er wußte, daß auch die Historiker und andere Kulturwissenschaftler Kenntnisse von Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten menschlichen Verhaltens besitzen müssen, zwar nicht als Ziel, aber als Mittel ihrer Erklärungen.

Er plädierte für die Verwendung von scharf definierten Begriffen, Idealtypen, Modellen und Theorien in der Geschichte wie in der Soziologie. Er gab Verfahren zu ihrer Verwendung an und praktizierte sie in seinen eigenen Forschungen. Eine rein erzählende Kulturwissenschaft hätte er zu Recht für untauglich gehalten.

Somit grenzte Weber die Kulturwissenschaften von den Naturwissenschaften und anderen Gesetzeswissenschaften ab, etwa auch von der theoretischen Nationalökonomie seiner Zeit. Er begründete die Eigenständigkeit der Kulturwissenschaften gegen die Herausforderungen des am naturwissenschaftlichen Modell orientierten Positivismus. Aber gleichzeitig wandte er sich dagegen, Kulturwissenschaft auf eine hermeneutisch deutende Geisteswissenschaft im Sinne Wilhelm Diltheys zu reduzieren. Und er setzte sich vom Historismus vieler Historiker und Nationalökonomien seiner Zeit ab, die nichts von Theorien wissen wollten und die Individualität ihrer Untersuchungsgegenstände erzählend verabsolutierten.

Diese doppelte Frontstellung macht Webers Begriff der Kulturwissenschaften auch für heutige Historiker und andere Kulturwissenschaftler interessant, die sich in ähnlichen Frontstellungen finden – gegen die Arroganz der analytischen Einheitswissenschaftslehre mancher Sozialforscher einerseits, gegen den theoriefeindlichen Historismus mancher Historiker und Journalisten andererseits.

Die Wertfreiheit und die Werturteilsabhängigkeit der Wissenschaft

Auch seinen Begriff der »Objektivität« grenzte Weber nach zwei Seiten hin ab. Bekannt ist er vor allem als Verteidiger der »Wertfreiheit« wissenschaftlicher Aussagen. Die von Person zu Person, von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Epoche zu Epoche wechselnden Werturteile dürften den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß nicht derart beeinflussen, daß er zu subjektiven Ergebnissen führe, die »für den einen gelten und für den anderen nicht ... Denn wissenschaftliche Wahrheit ist nur, was für alle gelten will, die Wahrheit wollen.« Eine gelungene, methodisch korrekte, wissenschaftliche Beweisführung müsse

auch von einem Chinesen als richtig und gültig anerkannt werden, auch wenn er ganz andere ethische, ästhetische und weltanschauliche Werturteile vertrete. Weber beschreibt dann eine Reihe methodischer Schritte, deren sich der Kulturwissenschaftler bedienen soll, um das mögliche Maß an Objektivität zu erreichen: empirische Prüfungen, kontrollierte Gedankenexperimente, Zurechnungsverfahren etc. Er fordert die »klare, scharfe, begriffliche Feststellung«, er appelliert an die »intellektuelle Rechtschaffenheit« des Wissenschaftlers, er fordert von ihm rücksichtslose Selbstkritik und betont die »elementare Pflicht der wissenschaftlichen Selbstkontrolle«.

Ganz offensichtlich hielt Weber Objektivität in den Kulturwissenschaften für möglich und notwendig.

Aber andererseits wußte er, daß die Wertideen den kulturwissenschaftlichen Erkenntnisprozeß entscheidend prägen. Er wurde nicht müde zu betonen, daß kulturwissenschaftliche Erkenntnis keine bloße Abbildung realer Strukturen ist und daß die zu untersuchende kulturelle Wirklichkeit dem Geschichts-, Sozial- oder Sprachwissenschaftler nicht einfach vorschreibt, welche Fragestellungen, Begriffe und Theorien er zu ihrer Untersuchung verwenden soll. Weber zeigt, daß die Themenstellung, die Begriffsbildung und die Theorienwahl immer auch von Gesichtspunkten und Erkenntnisinteressen abhängen, welche ihrerseits von außerwissenschaftlichen Wertorientierungen, Erfahrungen und Erwartungen der Forscher beeinflusst werden. »Alle denkende Erkenntnis der unendlichen Wirklichkeit durch den endlichen Menscheng Geist beruht daher auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß jeweils nur ein endlicher Teil derselben den Gegenstand wissenschaftlicher Erfassung bilden (und) ... »wesentlich« im Sinne von »wissenswert« sein sollen.« »Was Gegenstand der Untersuchung wird, und wie weit diese Untersuchung sich in die Unendlichkeit der Kausalzusammenhänge erstreckt, das bestimmen die den Forscher und seine Zeit beherrschenden Wertideen«, die von Forscher zu Forscher variieren und sich mit der Zeit verändern. »Endlos wälzt sich der Strom des unermesslichen Geschehens der Ewigkeit entgegen. Immer neu und anders gefärbt bilden sich die Kulturprobleme, welche die Menschen bewegen, flüssig bleibt damit der Umkreis dessen, was aus jenem stets gleich unendlichen Strome des Individuellen

Sinn und Bedeutung für uns erhält ... Es wechseln die Gedankenzusammenhänge, unter denen es betrachtet und wissenschaftlich erfaßt wird.« Ein geschlossenes System der Kulturwissenschaften könne es demnach nicht geben. Und schließlich: »Es gibt keine schlechthin ›objektive‹ wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens ... unabhängig von speziellen und ›einseitigen‹ Gesichtspunkten, nach denen sie – ausdrücklich oder stillschweigend, bewußt oder unbewußt – als Forschungsobjekt ausgewählt, analysiert und darstellend gegliedert werden.«

Sosehr also Weber auf der Trennung von Analyse und Werturteil im Interesse wissenschaftlicher Objektivität besteht, sosehr betont er andererseits die Abhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis von vorwissenschaftlichen Erfahrungen und Wertungen der Forscher. Daß man von beidem zugleich überzeugt sein kann, führt er vor. Wer Weber nachvollzieht, wird nicht dem verbreiteten Irrtum aufsitzen, die Entstehung der Fragestellungen und Hypothesen des Wissenschaftlers sei das eine, seine Beweisführung und seine Ergebnisse seien das andere, und beide hätten nichts miteinander zu tun. Im Gegenteil, von Weber kann man lernen, daß – in der Sprache der angelsächsischen Wissenschaftstheorie – der »context of discovery« und der »context of validity« nicht scharf voneinander getrennt sind. Aber umgekehrt sieht man bei Weber, daß man aus dieser Einsicht keine relativistischen Konsequenzen ziehen muß. Mit Weber läßt sich eben gleichzeitig gegen starren Objektivismus und haltlosen Subjektivismus argumentieren und eine realistische Vorstellung von »Objektivität« umreißen, die der kulturwissenschaftlichen Praxis jedenfalls nicht widerspricht.

Max Weber war Wissenschaftler aus Leidenschaft. »Und wer also nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal ... hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle seiner Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft fern ... Ohne diesen seltsamen, von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch, diese Leidenschaft ... hat einer den Beruf zur Wissenschaft *nicht* und tue etwas anderes.« Weber sprach auch vom nüchternen »Dienst« an der Wissenschaft, zu dem Eingebung ebenso gehöre wie harte, spezialisierte Arbeit. »Nur durch strenge Spezialisierung kann der wissenschaftliche Arbeiter tatsächlich das Vollge-

fühl, einmal und vielleicht nie wieder im Leben, sich zu eigen machen: hier habe ich etwas geleistet, was dauern wird.«

Die praktischen Funktionen der Wissenschaft

Weber war weit davon entfernt, Wissenschaft als Selbstzweck zu verstehen. Vom wissenschaftlichen Elfenbeinturm hielt er nichts. Er wußte nicht nur, wie sehr die Ziele, Fragestellungen und Begriffe der kulturwissenschaftlichen Arbeit durch die praktischen Probleme der Zeit geprägt wurden – am Beispiel der Arbeiterfrage im Kapitalismus und dem von ihm redigierten ›Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik‹ hat er das klargemacht. Vielmehr betonte er auch, was die Kulturwissenschaften zur Lösung praktischer Probleme der Gegenwart beitragen können.

Zunächst einmal stellt die Wissenschaft Erfahrungsregeln und Theorien bereit, die einem helfen, sowohl die äußeren Dinge des Lebens wie das Handeln der Menschen »durch Berechnung zu beherrschen«, also technisch-instrumentelles Wissen im weitesten Sinn, um – wie er sagte – »sich besser nähren, kleiden, beleuchten, regieren zu können«: von der Nahrungsmittelchemie über die industrielle Technik bis zur Nationalökonomie oder Werbungspsychologie. Grundsätzlich ist der Wissenschaftler nach Weber in der Lage festzustellen, welche Mittel zu einem vorgegebenen Zweck zu führen geeignet oder ungeeignet sind. Entsprechend könne der Wissenschaftler im Grenzfall auch sagen, daß ein gewünschter Zweck »nach Lage der gegebenen Verhältnisse« unerreichbar und es also sinnlos ist, ihn zu verfolgen. Und wir können, fährt Weber fort, »wenn die Möglichkeit der Erreichung eines vorgestellten Zweckes gegeben erscheint, natürlich innerhalb der Grenzen unseres jeweiligen Wissens, die Folgen feststellen, welche die Anwendung der erforderlichen Mittel *neben* der eventuellen Erreichung des beabsichtigten Zweckes, in Folge des Allzusammenhanges allen Geschehens, haben würde. Wir bieten alsdann dem Handelnden die Möglichkeit der Abwägung dieser ungewollten gegen die gewollten Folgen seines Handelns und damit die Antwort auf die Frage: was ›kostet‹ die Erreichung des gewollten Zweckes in Gestalt der voraussichtlich eintretenden Verlet-

zung *anderer* Werte? Da in der großen Überzahl aller Fälle jeder erstrebte Zweck in diesem Sinne etwas ›kostet‹ oder doch kosten kann, so kann an der Abwägung von Zweck und Folgen des Handelns gegeneinander keine Selbstbesinnung verantwortlich handelnder Menschen vorbeigehen, und sie zu ermöglichen, ist eine der wesentlichsten Funktionen« der wissenschaftlichen Kritik.

Darüber hinaus kann die Wissenschaft nach Weber die Zielsetzungen handelnder Personen kritisch am Maßstab ihrer inneren Widerspruchslosigkeit messen. Schließlich kann sie »dem Wollenden verhelfen zur Selbstbesinnung auf diejenigen letzten Axiome, welche dem Inhalt seines Wollens zugrunde liegen, auf die letzten Wertmaßstäbe, von denen er unbewußt ausgeht oder – um konsequent zu sein – ausgehen müßte«. Und selbstbewußt fügt er hinzu: »Wir [– die Wissenschaftler –] können so, wenn wir unsere Sache verstehen . . . , den Einzelnen nötigen, oder wenigstens ihm dabei helfen, sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns. Es scheint mir das nicht so sehr wenig zu sein, auch für das rein persönliche Leben. Ich bin auch hier versucht, wenn einem Lehrer das gelingt, zu sagen: er stehe im Dienst ›sittlicher‹ Mächte: der Pflicht, Klarheit und Verantwortungsgefühl zu schaffen, und ich glaube, er wird dieser Leistung umso eher fähig sein, je gewissenhafter er es vermeidet, seinerseits dem Zuhörer (dem Studenten) eine Stellungnahme oktroyieren oder suggerieren zu wollen.«

All das ist nicht wenig. Doch zweierlei kann die Wissenschaft nach Weber nicht:

Erstens ist die Entscheidung zwischen konkurrierenden Zwecken wie zwischen Zwecken und Nebenfolgen des Handelns keine mögliche Aufgabe der Wissenschaft, sondern »des wollenden Menschen: er wägt und wählt nach seinem eigenen Gewissen und seiner persönlichen Weltanschauung zwischen den Werten, um die es sich handelt. Die Wissenschaft kann ihm zu dem Bewußtsein verhelfen, daß alles Handeln, und natürlich auch, je nach den Umständen, das Nicht-Handeln, in seinen Konsequenzen eine Parteinahme zugunsten bestimmter Werte bedeutet, und damit . . . regelmäßig gegen andere. Die Wahl zu treffen, ist seine Sache.« Was getan werden *soll*, läßt sich aus dem, was *war* oder *ist* und also empirisch erforscht werden kann, prinzipiell nicht

folgern. Normative Aussagen lassen sich aus analytischen Aussagen im Prinzip nicht ableiten. So wenig sich die Bergpredigt wissenschaftlich widerlegen läßt, so wenig kann selbst die vollkommenste Wissenschaft Politik ersetzen; und so sehr der verantwortungsvolle Politiker nach Weber sachkundig, folgenbewußt und abwägend zu sein hat, so wenig kommt er ohne Konflikt und Entscheidung aus. Denn politische Entwürfe sind schließlich keineswegs zwingende Konklusionen aus empirischen Analysen, sondern immer orientiert an Interessen und Wertungen, die zwischen den Menschen umstritten sind, solange der Streit nicht mit Zwang unterdrückt wird.

Weber mag die Unversöhnlichkeit des Kampfes zwischen verschiedenen Werten – er sprach gern vom »Kampfe der Götter« – übertrieben haben. Und es mag mehr Möglichkeiten wissenschaftlicher Politikberatung geben, als er sah. Doch indem er die Getrenntheit von Analyse und Wertung ebenso herausarbeitete wie ihre gegenseitige Verflochtenheit, lieferte er wichtige Bausteine für eine überzeugende, liberale Theorie von Wissenschaft und Politik, zwischen Dogmatismus und Dezisionismus.

Ein *Zweites* können die Kulturwissenschaften nicht, ohne sich zu übernehmen: »Das Schicksal einer Kulturepoche, die vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, ist es, wissen zu müssen, daß wir den Sinn des Weltgeschehens nicht aus dem noch so sehr vervollkommeneten Ergebnis seiner Durchforschung ablesen können, sondern ihn selbst zu schaffen imstande sein müssen.« Weber sah die Wissenschaft als das zentrale Moment in jenem jahrhundertelangen Prozeß intellektueller Rationalisierung und »Entzauberung« an, der seines Erachtens die Geschichte des Okzidents geprägt und nicht nur die großen Errungenschaften der westlichen Zivilisation, sondern auch neue Gefahren hervorgebracht und alte Deutungsmuster mythologischer, prophetischer und religiöser Art entkräftet hat. Das daraus resultierende Defizit an Sinn und Geborgenheit habe man entweder als »Schicksal der Zeit männlich zu ertragen« – das war seine Option. Oder man möge in die »weit und erbarmend geöffneten Arme der alten Kirchen« zurückkehren – Webers Sache war das nicht.

Vielleicht könnte man auch in das »hinterwäldliche Reich mystischen Lebens oder in die Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen der einzelnen zueinander« entfliehen, 1920

schloß Weber das nicht aus. Nur, eine Sinnstiftung durch Wissenschaft schloß er aus. Die empirischen Kulturwissenschaften – die Geschichte, die Soziologie, die Philologien etc. – können zur praktischen Orientierung im vorhin skizzierten Sinne verhelfen. Ihr Geschäft ist vor allem kritisch. Sie sind Erben der Aufklärung. Naiv-illusionär oder intellektuell unredlich ist es dagegen, das lernt man von Weber, sie zur Kompensation jener »Entzauberung« zu benutzen, die ein Zeichen der Moderne ist. Für Sinnstiftung und Identitätsbildung eignen sie sich nicht.

Wer immer heute über die Gründung kulturwissenschaftlicher Institute nachdenkt und wer für die Aufwertung der Geisteswissenschaften wirbt, indem er ihre angeblich kompensierend-stabilisierenden Wirkungen preist, der lese vorher Max Weber.

Nachweise: Die Weber-Zitate stammen aus den drei Aufsätzen »Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, »Der Sinn der ‚Wertfreiheit‘ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften« und »Wissenschaft als Beruf«, in: Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen 1968³, 1982⁵, S. 146–214, 489–540, 582–613. – Die hier vertretene Interpretation der Weberschen »Wissenschaftslehre« ausführlicher in: J. Kocka, Karl Max und Max Weber. In: *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 122, 1966, S. 328–357; ders., *Kontroversen über Max Weber*. In: *Neue Politische Literatur* 21, 1976, S. 281–301; und ders., *Max Webers Bedeutung für die Geschichtswissenschaft*. In: ders. (Hg.), *Max Weber, Der Historiker*. Göttingen 1986, S. 13–27. – Als sehr gute Einführung: P. Rossi, *Max Weber und die Methodologie der Geschichts- und Sozialwissenschaften*. Ebd., S. 28–50. Weiterhin: W. J. Mommsen, *Gesellschaft, Politik und Geschichte*. Frankfurt 1974, S. 182–232; A. von Schelting, *Max Webers Wissenschaftslehre*. Tübingen 1934; J. J. Schaaf, *Max Webers Wissenschaftslehre*. Tübingen 1934; D. Henrich, *Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers*. Tübingen 1952; W. Schluchter, *Wertfreiheit und Verantwortungsethik*. Tübingen 1971; G. Hufnagel, *Kritik als Beruf. Der kritische Gehalt im Werk Max Webers*. Frankfurt 1971.